

Für unsere Mütter und Hausfrauen

Nr. 6 Beilage zur Gleichheit 1915

Inhaltsverzeichnis: Flandrisches Dorf. Gedicht von Otto Kralle. — Über ansteckende Krankheiten. Von Alex. Lipschütz. — Weihnachtsgaben. Von -hl-. — Feuilleton: Im Gefängnis. Von F. W.

Flandrisches Dorf.

Wie seltsam ist das alles um mich her!
Ein deutscher Abend sinkt aufs Dorf hernieder,
Und meine Schritte hallen traulich wider
Wie vor der Mutter Haus auf blanken Steinen.
Seht hier ein Plaudern, bänglich Kinderweinen?
Sleht dort ein Brunnen silberkühl und schwer?
Verschüttet Leben will sich wieder rühren.
O heimlich Warten vor den offenen Türen,
Als müßten Söhne, Gatten heimwärtskehren!
Sind's unsre Mütter, die sich scheu verzehren,
Und unsre Frauen mit den feuchten Blicken?
Ich geh als Feind vorbei! Ein flüchtig Nicken,
Ein fremder Gruß, ein fremder Laut! — Und doch,
Er sprengt der Sehnsucht riegelshweres Joch.
Ich bin daheim, ich kann es lächelnd wähen.
Da bricht ein Donner durch den Frieden jach,
Und heulend kommt das Schrecknis nach —
Geschrei! — Vernichtung! — Tod und Tränen!

Otto Kralle (im Felde).

o o o

Leber ansteckende Krankheiten.

Von Alex. Lipschütz.

Wir sind immer wieder Augenzeugen davon, daß ganze Gruppen der Bevölkerung gleichzeitig von ein und derselben Krankheit befallen werden. Wir sprechen dann von einer Epidemie. Man wird da zunächst an den Typhus und an die Cholera denken oder an die Diphtherie und an den Scharlach, die unsere Kinder befallen, und an manche andere Krankheit, die den gesunden Organismus plötzlich trifft wie ein Blitz aus heiterem Himmel. Bei solchen Krankheiten ist uns der Gedanke geläufig, daß etwas von außen in den Organismus hineingekommen sein muß, um diesen krank zu machen. Es muß eine Ansteckung stattgefunden haben. In dem Worte „Ansteckung“ liegt ja die Auffassung, daß bei diesen Krankheiten etwas von außen den Weg in den bisher gesunden Körper gefunden habe. Die heutige wissenschaftliche Medizin hat uns nun mit aller Sicherheit gezeigt, daß es tatsächlich eine ganze Reihe von Krankheiten gibt, die so entstehen, daß in unseren Körper etwas „von außen“ hineingelangt, daß sich fremde Lebewesen in unserem Körper festsetzen. Der bisher gesunde Organismus wird „angesteckt“, er wird von den Lebewesen „infiltriert“. Die ansteckenden Krankheiten sind in der Regel Bakterienkrankheiten, das heißt sie entstehen dadurch, daß allerfeinste Lebewesen, eben die Bakterien, in den bisher gesunden Körper hineingelangen.

Natürlich ist nicht jede Krankheit, die gleichzeitig eine größere Gruppe von Menschen an einem bestimmten Orte befällt, eine ansteckende Krankheit, obwohl dies auf den ersten Blick so erscheinen mag. Es sei an dieser Stelle an die in Italien sehr verbreitete Malaria erinnert, der alljährlich Zehntausende von Menschen zum Opfer fallen. Und doch wissen wir, daß diese Krankheit keinesfalls durch ein Lebewesen hervorgerufen wird, sondern daß sie dort zu Hause ist, wo sich die Bevölkerung vorwiegend mit Reis ernährt. Ebenso kennt man in Ostasien die Beri-Beri-Krankheit, die in Japan, in China, in manchen Teilen von Indien und auf den Philippinen sehr verbreitet ist und eine ganz ungeheure Zahl von Opfern fordert. Von dieser Volkskrankheit weiß man mit aller Sicherheit, daß sie bedingt wird durch den Genuß von minderwertigem Reis, und daß Bakterien dabei gar nicht im Spiele sind. Also: Nicht jede Krankheit, die gleichzeitig größere Gruppen der Bevölkerung befällt, ist eine ansteckende Krankheit; denn unter ansteckenden Krankheiten verstehen wir solche, die durch irgend ein Lebewesen hervorgerufen werden, das von einem Kranken direkt oder durch Ver-

mittlung von Gegenständen auf bisher gesunde Personen übertragen werden kann.

Man wird sich nun vor allen Dingen fragen, wie man feststellen kann, daß eine bestimmte Krankheit eine ansteckende Krankheit oder eine „Infektionskrankheit“ ist. Eine jede Krankheit, die gleichzeitig eine größere oder kleinere Gruppe der Bevölkerung plötzlich befällt, wird natürlich den Verdacht auf sich lenken, eine Infektionskrankheit zu sein. Um das aber sicher behaupten zu können, ist eine ganze Reihe eingehender wissenschaftlicher Untersuchungen nötig. Es muß vor allen Dingen nachgewiesen werden, daß bei der betreffenden Krankheit im Körper der Patienten stets ein und derselbe Bazillus oder Bakterie, ein und dasselbe mikroskopisch kleine Lebewesen vorhanden ist. Wenn zum Beispiel behauptet wird, daß die Cholera eine Infektionskrankheit ist, so muß der Nachweis gelungen sein, daß im Organismus der Choleraerkranken stets ein und derselbe Bazillus vorhanden ist. Ein zweiter Schritt wird dann sein, daß man den Bazillus, den man in den Organen, im Blute, in den Geweben oder auch in den Ausscheidungen bei der betreffenden Krankheit vorfindet, in allen seinen Eigenschaften genauer zu studieren sucht. Der Bakteriologe, der die Eigenschaften der Bakterien zu seinem Spezialstudium gemacht hat, wird auch versuchen, die betreffende Bakterienart außerhalb des Organismus zu kultivieren, zu züchten, um dann mit dieser Bakterienart die verschiedenartigsten Versuche anzustellen. Zunächst wird er versuchen, Tiere mit den gezüchteten Bakterien zu infizieren. Die Tiere erkranken zwar nicht immer an derselben Krankheit, die der betreffende Bazillus beim Menschen hervorruft; manchmal sind sie sogar für Bazillen, die den Menschen krank machen, ganz unempfindlich. Sehr häufig aber erkranken sie an ähnlichen Erscheinungen wie der Mensch oder an ganz bestimmten, für diesen Bazillus bei dieser Tierart charakteristischen Erscheinungen, und der Arzt kann auf Grund der Erkrankung, die an einem Tiere, zum Beispiel an einem Meerschweinchen durch Bazillen hervorgerufen worden ist, aussagen, um welchen Bazillus es sich gehandelt haben muß. So kann man, wenn man im ersten Augenblick nicht ganz sicher ist, Meerschweinchen mit Cholera Bazillen infizieren und auf Grund der Erscheinungen, die man dabei beobachtet, mit aller Sicherheit aussagen, daß die betreffenden Bazillen Cholera Bazillen sind.

Die bekanntesten Infektionskrankheiten in unserer Gegend sind folgende: der Typhus, der namentlich Erwachsene, aber auch Kinder befällt, die Diphtherie, die als eigentliche Kinderkrankheit gelten kann, die Influenza, die manchmal eine harmlose, leichte Erkältungskrankheit ist, manchmal aber auch zu den schwersten Erscheinungen führt, die den Patienten ins Grab bringen; die epidemische Genickstarre, die so zahlreiche Opfer zu fordern vermag, wenn sie sich an einem bestimmten Orte für einige Zeit festgesetzt hat. Das sind alles die sogenannten „akuten Infektionskrankheiten“. Sie treten mehr oder weniger plötzlich auf, werfen den Patienten schnell aufs Krankenlager und halten einige Wochen an. Der Patient ist in kurzer Zeit entweder genesen oder dahingerafft.

Den akuten Infektionskrankheiten stehen gegenüber die sogenannten „chronischen Infektionskrankheiten“, zu denen in erster Linie die so verbreitete Tuberkulose zu rechnen ist. Bei den chronischen Infektionskrankheiten entwickelt sich das Krankheitsbild ganz allmählich, und die Krankheit erstreckt sich auf eine längere Zeitdauer, zuweilen auf viele Jahre. Dabei ist der Patient bald bettlägerig, bald wieder so weit hergestellt, daß er zu seinem Beruf zurückkehren und sich des Lebens freuen kann, bald steht er wieder seine Kräfte schwinden, so daß er aufs neue das Krankenlager aufsuchen muß.

Wir haben oben gesagt, daß man eine Krankheit nur dann zu den Infektionskrankheiten rechnen kann, wenn man bei ihr stets einen und denselben Bazillus zu finden vermag. Nun gibt es aber eine ganze Reihe von Krankheiten, die wir, nach allerlei Anzeichen zu urteilen, zu den Infektionskrankheiten rechnen müssen, ohne daß es uns bisher gelungen ist, bestimmte Bazillen bei den Patienten nachzuweisen. Man denke nur an den Scharlach, den schrecklichen Feind unserer Kinder; man denke an die Masern, die bei uns so außerordentlich verbreitet sind; an die Pocken, die wir im Laufe des letzten Jahrhunderts durch Impfung so erfolgreich zu bekämpfen gelernt haben, so daß sie beinahe verschwunden sind; an

den *Styphus*, der gerade jetzt so ungeheuer viele Opfer fordert. Trotzdem man in den Organen oder in den Ausscheidungen der Patienten keine Bakterien gefunden hat, die für die betreffende Krankheit charakteristisch sind, so müssen wir diese Krankheiten doch zu den Infektionskrankheiten rechnen, weil uns der Augenschein lehrt, daß sie von einem Patienten auf den andern übertragen werden. Wenn zum Beispiel ein Kind, das Masern hat, mit einem gesunden Kinde auch nur auf kurze Zeit zusammen ist, so wird letzteres mit Masern angesteckt. Dasselbe gilt für den Scharlach und für die anderen erwähnten Krankheiten.

Ansteckende Krankheiten können von einschneidender Bedeutung für das ganze Volksleben sein; es sei hier an erster Stelle erinnert an die Bedeutung, die die Pest im Mittelalter gehabt hat. Die Pest ist eine ansteckende Krankheit, die in unserer Gegend heute vollständig erloschen ist, während sie in Asien, im tropischen Amerika und in anderen tropischen Gegenden auch heute noch vorkommt. Im Mittelalter dagegen war die Pest ein unheimlicher Gast in Europa. Ganze Städte starben aus, ganze Länderstriche von Deutschland, Italien und der Schweiz wurden menschenleer. Stadt und Land waren von Leichen bedeckt. Es war der „schwarze Tod“, den Meister Holbein in so grauenvoller Weise gezeichnet hat. In dem Hauptherde der Pest, in Indien, fordert sie auch heute noch Millionen von Opfern. Sehr verbreitet ist in Indien auch heute noch eine andere Infektionskrankheit, die bei uns nur noch selten vorkommt, die *Cholera*. Sie hat sich in Rußland augenscheinlich ziemlich festgesetzt, wo von Zeit zu Zeit stärkere Choleraausbrüche vorkommen. Von Rußland werden auch einzelne Fälle von Cholera nach Deutschland verschleppt. Dank den verschiedenen Vorbeugungsmaßnahmen, die man im Laufe der letzten zwei Jahrzehnte gegen diese ansteckenden Krankheiten in Europa ergriffen hat, kommen sie hier nur vereinzelt vor oder in kleineren Epidemien, die durch einzelne verschleppte Fälle hervorgerufen werden. Sobald aber die Vorbeugungsmaßnahmen nachlassen, gewinnen diese Infektionskrankheiten ihre alte verberbliche Bedeutung für das Leben der Völker. Man denke sich einen einzelnen Typhusfall, der nicht in einer Isolierbaracke von der Außenwelt abgeschnitten wird. Sofort ist die Möglichkeit gegeben, daß die ganze Stadt vom Typhus befallen wird. Man denke sich, daß die Geschwister eines scharlachkranken Kindes in die Schule kommen und mit anderen Kindern verkehren — die ganze Schule erkrankt an Scharlach. Besonders deutlich sieht man das jetzt während des Krieges. Da ist es natürlich ausgeschlossen, daß man alle jene Vorbeugungsmaßnahmen ergreift, die in normalen Zeiten möglich sind. Wir sehen deshalb überall Infektionskrankheiten, wie Cholera, Dysenterie, Typhus, Malaria usw., stärker auftreten, als es sonst der Fall ist. Schon allein die Ansammlung ungeheurer Menschenmassen, die der moderne Krieg mit sich bringt, das Zusammenwürfeln verschiedener Nationen bei der Gefangennahme größerer Truppenmassen usw., unterstützen die Verbreitung von Infektionskrankheiten. (Schluß folgt.)

o o o

Weihnachtsgaben.

Weihnachten steht vor der Tür. Ein blutiges, freudloses Weihnachtsfest. Nur die Augen der Kinder leuchten in alter Weihnachtshoffnung; und im Ausmalen der Weihnachtsherlichkeiten, im Aufstellen heimlicher Wunschzettel, im zweisehenden Wangen, ob das Christkind auch wirklich sie nicht vergessen werde, nehmen ihre Herzen sich das Beste und reinsten Stück der Weihnachtsfreude ahnungslos vorweg. In wie mancher Kammer wird diesmal der heilige Abend düster und frostig sein! Wie viele proletarische Mütter — und die Zahl ist heuer weit größer als sonst — werden mit leeren Händen vor ihren Kindern stehen und zu allem anderen Kummer hin den Schmerz empfinden, ihren Lieblingen nichts schenken zu können!

Gewiß werden überall ein Duzend oder mehr wohlthätiger Vereine sich auch dieses Jahr anstrengen, um den „armen Kindern“ eine Weihnachtsfreude zu bereiten. Man wird ermitteln, wer es „nötig hat“, und in einem großen Saal werden ein paar große Lichterbäume stehen — mit elektrischen Glühlampen natürlich — und an langen Tischen werden allerhand nützliche Gaben hübsch geordnet der Verteilung harren. Es wird vielleicht auch nicht an bescheidenen Spielsachen und etwas Badewert fehlen, auch nicht an einer kleinen erbauenden Ansprache und erbauenden Liedern. Damen und Herren werden mit süßen Mienen sich in christlicher Nächstenliebe und „sozialer Hilfsbereitschaft“ üben und der ehrlichen Meinung sein, an diesem einen Abend ihr redliches Teil zur Überbrückung der Klagengelegenheit geleistet zu haben. Man wird später in den Vereinsberichten lesen, daß während des Krieges soundso viel tausend oder gar zehntausend „arme Kinder“ reichlich beschenkt wurden.

Gewiß, die Herren und Damen meinen es gut, und es wird ja auch Proletariereckern geben, die dankbar sind für die „Brosamen, die von des Reichen Tische fallen“. Diese Arme-Lazarusseelen sind schon zu müde gemacht und abgestumpft, um das Demütigende solcher Weihnachtsalmosen noch voll zu empfinden. Sie sehen keine Beleidigung darin, daß ihnen hier ein Mitgefühl bewiesen werden soll, das die harte Not des Lebens doch täglich Lügen straft. Manche Proletariereckern freilich gehen nur hin — um ihrer Kinder willen. Sie wollen ihnen die Weihnachtsfreude nicht ganz versagen, und da sie selber nichts geben können, so sollen die Kinder hier wenigstens froh werden.

Wer könnte sich in die Seele solcher Mütter nicht hineinfühlen? Wer seine Kinder lieb hat, dem ist es kein geringer Schmerz, ihnen eine Freude, eine langgehegte Erwartung versagen zu müssen. Uns Alte lehrt die erbarmungslose Schule des Lebens auf Freuden verzichten. Aber Kinder haben ein Recht auf Freude. Freude ist für die kindliche Seele, was der warme Mairegen für ein frisch bepflanztes Beet ist. Alle Geistes- und Körperkräfte gedeihen erst vollkommen unter dem belebenden Regenschauer der Freude. Aber die Eltern dürfen nicht vergessen, daß nicht alle Freude gleich gut ist. Es gibt auch Scheinfreuden, die wie billige Fabrikware sind, wie Zuderzeug, das man mit giftigen Farbstoffen vermennt hat. Derart sind die genannten Christbescherungen. Sollen wir denn wirklich unsern Kindern dazu anleiten, „Böhlertaten“ zu empfangen, gar „Böhlertaten“ zu erwarten, und zwar aus den Händen einer Gesellschaft, die nur durch unsere eigene Arbeit und Armut in den Stand gesetzt wird, Böhlertaten zu spenden? Wo bleibt da unser proletarischer Stolz, unser sozialistischer Anspruch auf vollen Anteil an allen Lebensgütern? Hier wird Freudeversagen zur gebieterischen Pflicht für proletarische Eltern zugunsten einer besseren, höheren Freude, die darin besteht, daß wir unsere Kinder schon frühe mit dem trotzigem Geiste der Selbsthilfe, mit dem schönen Stolz erfüllen, der auf alle Bettelstuppen verzichtet, und seien sie noch so verlockend und mit noch so süßen Worten dargereicht.

Viele Eltern wähen auch nur, sie seien nicht imstande, ihren Kindern eine Weihnachtsfreude zu bereiten. Sie zählen die wenigen Groschen, die sie verdienen und die gerade zum Allernötigsten ausreichen, manchmal nicht einmal dazu. Sie lesen die Preise der Spielwaren in den Schaufenstern, aber alles, was schön und gut und verlockend aussieht, ist unerschwinglich teuer. Wie herzlich wenig verstehen diese Eltern von Spiel und Wesen des Kindes! Als ob es darauf anläme, was ein Ding kostet, als ob die „Kunst“, die der Hersteller daran verschwendet hat, maßgebend sei für den Spielwert des Gegenstandes! Ist es nicht oft gerade umgekehrt? Wir Erwachsenen beurteilen die Spielwaren allzusehr nach unserem mehr oder minder verdorbenen Alten-Geschmack, schämen sie von unserem Standpunkt aus, glauben, was uns gefällt, müsse auch als Spielzeug in den Händen unserer Knaben und Mädchen das Beste sein.

Sehen wir uns einmal ein großes, modernes Spielwarenschaufenster an. Da kreisen elektrische Bahnen durch Tunnels, die mit Glühlampen elektrisch erleuchtet sind. Alles, der Bahnhof, die Weichenwärterstelle, die Signale, die Güter- und Personenzüge, die Lokomotive und der Tender sind bis ins kleinste eine peinlich genaue Nachahmung der Wirklichkeit. Gewiß, eine Leistung, die unsere Bewunderung hervorrufen muß. Und auch die Kinder werden mit Staunen, ja Interesse vor dem Schauspiel stehen bleiben. Eignet sich das teure Nachwerk darum zum Spielzeug? — Freilich, mancher Knabe wird seufzen: „Ach, wenn ich das nur hätte!“ und der Jubel würde kein Ende nehmen, könnten wir ihm eine solche Eisenbahn auf den Weihnachtstisch legen. Aber beobachten wir doch näher, was das Kind damit anfängt! Es hat im besten Fall eine Unterhaltung, einen Zeitvertreib. Spiel soll aber weit mehr sein; das wahre Spiel ist eine Übung aller Kräfte, ein geistiges Arbeiten des Kindes mit kindlichen Mitteln. Erfindungsgeist, Phantasie, Handfertigkeit, Selbstvertrauen, Gewandtheit, tausend kleine, aber wichtige Lebenserfahrungen vermittelt das Spiel, das echte, gute Spiel dem Kinde. Aber was arbeitet die Phantasie des Kindes, wenn es dem Kinde dreißigmal im Kreise laufen läßt? Noch weniger sind jene anderen teuren Spielzeuge wert, die eigentlich nur zum Anstaunen da sind, mit denen das Kind überhaupt nichts anfangen kann. Von der erschreckend rohen Idee, künstliche Schlachtfelder vor dem kindlichen Auge aufzubauen, wollen wir ganz schweigen.

Dieses aber ist das Hauptfordernis jedes Spielzeugs: das Kind muß etwas damit anfangen können, muß ungeniert damit herumhantieren dürfen. Ein Spielzeug, das zu „kostbar“ dazu ist, hat keinen Sinn, ist eben gar kein Spielzeug. Es soll damit durchaus nicht gesagt werden, daß es nicht auch brauchbare, teure Spielsachen, zumal für ältere Kinder gibt, zum Beispiel manche Werkzeug- und Baukästen zur Selbsterstellung einfacher Maschinen, elektrischer Ap-

parate und sonstiger technischer Gegenstände. Leider kommen aber diese ausgezeichneten Mittel, die Fähigkeiten unserer Kinder zu entwickeln, ihr schöpferisches Interesse wachzurufen, für die allerwenigsten Arbeitereltern in Betracht. An dieser Stelle soll deshalb vor allem gewarnt werden vor jener falschen Ansicht, als ob ein Spielzeug besonders „naturgetreu“ sein müsse, als ob es darauf ankomme, dem Kinde eine möglichst genaue Nachahmung der Wirklichkeit in die Hand zu drücken.

Im Gegenteil! Das tötet ja gerade die Phantasie, lähmt den schöpferischen Trieb des Kindes. Das Spielzeug muß dem Kinde die Möglichkeit geben, handelnd und bastelebnd mit ihm umzugehen. Warum zerbrechen kleine Kinder denn mit Vorliebe ihr Spielzeug, und je gründlicher, desto lieber? Aus angeborener Bosheit? Bewahret! Weil der Entdeckungsgeist des Kindes sich regt, weil es wissen möchte, wie das Ding „innen aussieht“, weil es seine Kräfte daran erproben will, weil es die geschenkten Sachen in seiner Art verbessert. Sobald die Sachen „kaputt“ sind, beginnt das Kind mit Wiederherstellungsversuchen, lernt die Folgen seiner Handlungsweise kennen; Phantasie und Nachdenken erwachen in ihm. An vielen Spielsachen ist es noch das Beste, daß sie kaputt zu machen sind.

Wer also seinen Kindern zu Weihnachten kein Spielzeug kaufen kann, braucht deshalb noch lange nicht darauf verzichten, seinen Kindern eine Freude zu machen. Vorausgesetzt, daß auch die Eltern ein wenig Erfindungsgabe besitzen und gewillt sind, ihren Kindern ein klein wenig Zeit zu opfern.

Es soll nicht gelehnet werden, daß die vielgeplagte, abgehezte Arbeiterin, Mutter und Hausfrau im Drang und Zwang ihres dreifachen Berufs herzlich wenig Zeit erübrigen kann, um sie dem Spiel ihrer Kinder zu widmen. Es ist aber auch eine Tatsache, daß oft gerade die geheiligsten Arbeitermütter es sind, die sich noch da und dort ein halbes Stündchen abzwängen, um ihren Kleinen neben dem Notwendigen auch etwas „Überflüssiges“, wie Puppenleiden oder sonst was, zu verfertigen. Und sie finden Erholung und Freude bei dieser Liebesarbeit, Freude im Bewußtsein, eine Freude zu machen.

Man glaube ja nicht, ein Spielzeug sei etwas Überflüssiges. Es sei genug getan, wenn wir unsere Kinder mit dem Notwendigen und Nützlichen versehen. Nein, das Spielzeug ist für die geistige Entwicklung des Kindes genau so nötig wie warme Kleider und Schuhe für den Leib.

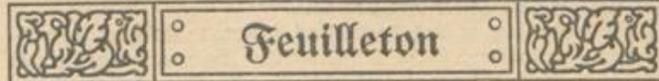
Am schönsten aber ist es, wenn wir unseren Kindern helfen, ihr Spielzeug selber zu verfertigen. Es ist außer Zweifel, daß die Freude des Knaben am selbstgefertigten Papierdrachen, Schild und Speer, am selbstgebastelten Kaufstaben hundertmal größer ist, als an gekauften Dingen. Und wieviel hübsche Sachen lassen sich von Kinderhand herstellen aus ein bißchen Pappbebel, Holzstäbchen, leeren Zigarettenstücken, leeren Fadentrollen! Mit einer kleinen, billigen Laubsäge, einem einzigen Schnitzmesser lassen sich nachhaltigere Weihnachtsfreuden bereiten als mit den schön lackierten Blechwaren, den selbstgekauften Uniformen, den Helmen, den kunstvoll gegliederten „Charakterpuppen“. Wie reizende Puppenköpfe, Wiegen, kleine Kommoden und so weiter lassen sich mit Hilfe von kleinen Stoffresten, einer Zigarettenschachtel, leeren Zündholzschächtelchen usw. herstellen. Wie reizend ist es, wenn die ganze Kinderschar eifrig zusammenarbeitet, um einige Brettchen in ein kleines Haus zu verwandeln mit Fenstern, Türen, Schornstein und allem Nötigen. Wie schöne Tischchen, Stühle, Schränke entstehen oft aus den feinsten Materialien! Und wie unerschöpflich ist unser aller Freund, der winterliche Wald, im Darbieten von Gaben. Da sind die grauen, so wundervoll vielgestaltig geästeten Baumschichten, die verschiedenen Moose, Stümpfen, Ästern, Eichen, Bucheln, Tannen- und Föhrenzapfen, mit deren Hilfe sich die allerliebsten Gärtchen und Ställchen zusammenflechten lassen.

Auch die Weihnachtsvorfreude können wir unseren Kindern verlängern und vertiefen. Nichts Köstlicheres und für das Selbstvertrauen wie für die Hingabefähigkeit des Kindes Gesünderes, als wenn es das Ergebnis seiner wochenlangen Spielarbeit den Eltern auf den Weihnachtstisch stellen kann: Sieh, das habe ich für euch gemacht! Und es müßten seltsame Eltern sein, die keinen Sinn für den Stolz und die Freude des Kindes hätten, auch wenn das Gemachte noch so wunderbar dreinschaut. Wie gut läßt sich auch der Christbaumputz von Kinderhänden herstellen: Ein bißchen Silber- oder Zinnfarbe, — und die rauhen Bucheckern, die offenen und geschlossenen Föhrenzapfen gewinnen ein festliches Aussehen. Welch lustige kleine Figuren, Umrißbildchen, Sterne usw. lassen sich aus Papier schneiden oder zusammenfalten! Aus den leeren Schalen einer Nuß lassen sich kleine Miniatursegelschiffe herstellen. Die schöpferischen Möglichkeiten sind unendlich. Oft bedarf es nur der aufmunternden Worte, nur eines Hinweises, um das Kind dazu zu bringen, sich mit Feuereifer an diese Arbeiten heranzumachen. Man schaue sich

doch nur einmal die selbstgemachten Flugzeuge unserer Knaben auf der Straße an! Wie viel technisches Geschick, Erfindungsgeist steckt darin! Und wie sind sie unablässig beschäftigt, so ein Werk der eigenen Hand zu verbessern, neue Verwendungsmöglichkeiten zu erfinden! Ja, da ist echtes Spiel und echte Freude!

Das wahre Spielzeug also hat nichts oder doch nur wenig mit dem Geldwert zu tun. Die Frage ist nicht die: Was hat's gekostet? — und ein Kind sollte überhaupt nie erfahren, was sein Spielzeug kostet —, sondern die Frage lautet: Ist das Spielzeug geeignet, die Fertigkeiten und geistigen Anlagen des Kindes entwickeln zu helfen, es an schöpferische Tätigkeit zu gewöhnen, ihm neue Erfahrungen zuzuführen, ihm eine dauernde, echte Freude zu bereiten? Wir wollen nie, auch nicht bei den Weihnachtsgaben, das Ziel unserer Erziehung aus den Augen lassen: geistig und körperlich voll entwickelte, selbstständig handelnde, frohe und gütige Menschen heranzubilden. Darum wollen wir nicht nur selber unseren Kindern eine Weihnachtsfreude machen, sondern unsere Gaben so einrichten, daß sie die Kinder in stand setzen, auch andere damit zu erfreuen.

Nichts Häßlicheres, als wenn die Kinder nach Weihnachten herumstehen und sich mit Kapitalistenstolz erzählen: Wieviel's gekostet hat. Die ganze schmierige Spiekerseele künzelt sich damit an. Die anderen sollen sie beneiden. Das Maß aller Dinge ist — das Geld. Nichts Verderblicheres für den kindlichen Charakter, wenn die Hauptfreude darin besteht, andere eifersüchtig zu machen. Dazu führen aber alle jene Spielzeuge, die eine glitzernde Außenseite haben, dem Kinde aber keine Möglichkeit geben, sich bildend und schaffend damit zu betätigen. Denn die Tätigkeit führt das Kind zur Gemeinsamkeit, die Gemeinsamkeit zur Kameradschaft. Die kindliche Kameradschaft aber ist die Vorstufe der erdumspannenden Klassenolidarität und des tiefen Menschlichkeitsgefühls, die der erwachsenen Arbeiterschaft Stolz und Waffe sein sollen. —h—



Im Gefängnis.

Der erste Tag.

Knurrend schließt sich die eisenbeschlagene Tür hinter mir. Der Schlüsselbund klirrt, der Riegel schnappt ein . . . die Tritte des Wärters verhallen. Nun eisige Stille . . . ich bin allein . . .

Der Abend dämmernd; er saugt die Helle aus Ecken und Winkeln und taucht die Zelle in ein ungewisses Zwielicht. Fünf Schritte in der Länge mißt der Raum, drei in der Breite. Das Fensterchen an der Zellende ist mit starken Eisenstäben vergittert. Ein Stückchen Abendhimmel lugt durchs Fenstergitter.

Ein Tischlein und ein Bänkchen, an der Seitenwand mit Schrauben befestigt; eine Matraze auf einem eisernen Wandrost, ein Kopfteil, zwei Wolldecken, zwei Bettlächer, das Bett gleichfalls mit der Mauer fest verbunden, aufgeklappt und mit Kette und Schloß an die Wand geschlossen, endlich ein Wandschranklein mit zwei Ebnäpfen und dem Wasserkrug bilden die Ausstattung der Zelle. Ein gußeisernes Moir im Eck dient als Ofen, ein starker, in die Wand eingelassener Blechkasten birgt den Uratimer.

Hier also soll ich Tage, Wochen, vielleicht Monate zubringen, während draußen das Leben brandet und braust, um das Schicksal der Völker, ja der Menschheit mit titanenhafter Kraft und Leidenschaft gerungen wird?

Ein paar harte durchdringende Glodenschläge im Hof drunten befehlen: zur Ruhe! Der Schlüssel raffelt im Schloß, der Riegel fliegt zurück. Der Aufseher öffnet das Schnappschloß an der Wand und läßt das Bett nieder. Das Licht verlöscht, die Schritte entfernen sich. Kleinerne Stille preßt das Hirn zusammen. Ich werfe mich auf die Matraze. Und ein Gott hat Erbarmen: tiefer, traumloser Schlaf taucht alle Qual ins Dunkel der Vergessenheit . . .

Der Spaziergang.

Wenn der Tag graut, höre ich das Stapfen und Schlürfen vieler Füße im Hof drunten. Eine halbe Stunde „Bewegung im Freien“ täglich schreibt die Gefängnisordnung vor. Die Sträflinge machen ihren Spaziergang, immer rundum, immer rundum . . .

Nachmittags um drei Uhr öffnet der Aufseher meine Zelle. An vielen kleinen Türen mit schweren eisernen Beschlägen geht es vorbei. Die Hofstüre wird geöffnet und wieder geschlossen. Dann gehe ich denselben Weg, den morgens die vielen gegangen sind, immer rundum . . .

Man kann ihn nicht verfehlen, die Tritte der vielen haben ihn eingegraben in den harten Stein . . . Moose und Flechten suchen

das Pflaster rechts und links mit ihrem bescheidenen Graugrün einzuhüllen. Zwischen den Steinen magt sich sogar hier und da ein Grassalm ans Licht. Wo aber die vielen gehen, da grünt kein Moos und lebt kein Salm. Eine Rinne haben die vielen Füße in den harten Stein geschlagen, und durch diese Rinne ergießt sich jeden Morgen aufs neue hoffnungslose Verzweiflung, wilder Trost, wehes Hoffen, müdes Entsagen. Es wandert mit den vielen, einen Tag wie den andern, ein Jahr wie das andere, immer rundum, immer rundum...

Zwölf Steine sind in einer Ecke des Hofes in den Boden eingelassen, je zwei und zwei, in zwei Reihen. Sie bilden das Fundament der Guillotine. In diesem Winkel des Hofes wird das Blutgerüst aufgeschlagen. Auf einem der Steine hoch eine langbeinige Spinne, regungslos, und wartet... Der Weg führt dran vorbei, immer rundum...

Nachtgedanken.

Durchs Fenstergitter kriecht die Nacht. Die Buchstaben verschwimmen mir vor den Augen. Ein gelblich-weißer Fleck leuchtet das aufgeschlagene Buch durch die Dämmerung. Ein merkwürdiges Buch, dem kein zweites gleicht. Wieviel Licht und Segen ist von seinen Seiten ausgegangen, aber auch wieviel Haß, Blut und Tränen. Aus jahrtausendealter Vorzeit gibt das Buch Kunde, daß eine Mal im Gewand blühender orientalischer Dichtung, das andere Mal in kurzen straffen Jügen, und doch voll Blut und Leben. Die Gebeine der Menschen, die damals gelitten, geliebt und gehaßt haben, sind längst verdorrt. Vielhundertmal mag die ewige Natur ihren Staub zum Bau neuer Geschöpfe verwendet haben, die sich gleichfalls wieder des goldenen Lichtes freuten, liebten, haßten und litten, um wieder zu Staub zu werden, ein Blühen und Verkümmern ohne Anfang und ohne Ende. Aber der Geist der Menschen, von denen das Buch berichtet, ist nicht gestorben; er lebt in den schwarzen Schriftzeilen ein ewiges Leben...

Wie verstand man doch damals zu haßen, mitleidslos, vernichtend wie der glühend heiße Wüstenwind: „So zeuch nun hin und schlage die Amalekiter, und verbrenne sie mit allem, das sie haben. Schone ihrer nicht, sondern töte beide, Mann und Weib, Kinder und Säuglinge, Ochsen und Schafe, Kamele und Esel.“ So befiehlt der Nachegott dieses Volkes dem König Saul. Tod und Vernichtung auch dem Kind im Mutterleibe — das ist religiöse Pflicht.

Wie der Haß, so auch die Liebe. Wie glüht das Hohelied Salomos in schwüler Sinnlichkeit und morgenländischer Farbenpracht. Und dann in grellem Übergang der kühle, messerscharfe Verstand, der hoffnungslose Pessimismus, in kalter, funkelnder Pracht wie die ewigen Sterne am Wüstenhimmel um Mitternacht: „Es ist alles ganz eitel!... Alle Wasser laufen ins Meer, doch wird das Meer nicht voller... Was ist's, das geschieht ist? Eben das hernach geschehen wird. Was ist's, das man getan hat? Eben das man hernach wieder tun wird; und geschieht nichts Neues unter der Sonne... Denn es gehet dem Menschen wie dem Vieh; wie dies stirbt, so stirbt er auch, und haben alle einerlei Odem; und der Mensch hat nichts mehr denn das Vieh. Denn es ist alles eitel. Es fährt alles an einen Ort; es ist alles von Staub gemacht und wird wieder zu Staub.“

So spricht der mächtigste und weiseste König Israels, dessen Ruhm das Morgenland füllt. Vor dem Throne aus Ebenholz und Gold knien vornehme Fremdlinge aus fernen Landen. Kostbare Geschenke in silbernen und goldenen Schalen reden sie empor, um dafür Weisheit einzutauschen aus dem Munde des Weisesten, den ein Weib gebar. Müde und gleichgültig gleitet der Blick des königlichen Greises auf dem Thron über die gebeugten Rücken seiner Sklaven, über die bewaffneten Hüter am Thron, die starr und unbeweglich gleich Bildsäulen verharren, über die Fremdlinge aus fernen Landen. Auf den Kostbarkeiten in den silbernen und goldenen Gefäßen bleibt sein Auge ein wenig haften; kaum merkbar umzuckt ein leichtes Spottlächeln den schmalen Greisenmund: „Es ist alles ganz eitel... es ist alles von Staub gemacht und wird wieder zu Staub...“

Müde sinkt das Haupt des Königs mit der schweren goldenen Krone auf die Brust... der Herrscherstab entgleitet sacht den ringgeschmückten Greisenfingern... Stille ist es in der weiten Königshalle... der Flügel des Todes rauscht vorüber... Staub zu Staub...

Tausend Jahre sind ins Meer der Ewigkeit gesunken. Ein ander Wild ringt sich aus den Schriftzeichen des Buches vor mir los, nimmt Farbe und Gestalt an. Auf blühender Aue ein Greis, fast neunzigjährig. Ein Baumstumpf sein Thron, der Hirtenstab sein

Zepter. Friede wohnt auf der hohen Stirne unter dem wallenden Silberhaar. Um den Mund spielt ein gütiges Kinderlächeln. Die Augen aber blicken tot und starr, sie sehen nicht die Blumenpracht zu Füßen, nicht das goldige Sonnenlicht und das silberglühende Meer, dessen Wellen sich plätschernd am Ufer brechen. Und doch sind diese Augen nicht tot; ein inneres Licht glüht in den großen dunkelblauen Augensternen, als blickten sie weit, weit in ein fernes dunkles Land voll süßer und schauriger Geheimnisse.

Kinder spielen zu Füßen des Alten; ein kleines Mädchen reckt sich auf die Zehenspitzen, um das Haupt mit dem Silberhaar mit einem Kranz duftender Frühlingsblumen zu krönen. Ein Knabe, ans Knie des Greises geschmiegt, bittet: „Vater Johannes, du bist mit dem Herrn unter Menschen gewandelt; erzähle uns...“ Das kindlich frohe Lächeln um den Greisenmund vertieft sich noch. Einen Augenblick scheinen die toten Augen tief in die Vergangenheit zu tauchen. Dann erzählt der Greis von den seligen Tagen am See Genesareth, von den wonnigen Wanderschaften durch die wogenden Kornfelder Galiläas, vom heißen Streit mit den Schriftgelehrten und Pharisäern, und dann vom bitteren Leiden und Sterben am Kreuz, dem Galgen für Mörder und Empörer. „Von allen Jüngern weiß ich allein, wie schwer dem Meister das Sterben geworden ist; alle anderen standen von weitem, denn sie fürchteten sich vor den Juden und Kriegsheuten, vor der Schmach und dem Hohn. Ich aber sah seine Hände bluten und sein Herz zuden. Ich sah aber auch, daß nicht die Dornenkrone auf seinem Haupt und die zerfetzten Hände am verfluchten Holz ihm den größten Schmerz bereiteten. Nein, Kinderlein, sein Auge verriet die Qual, die Menschen könnten der Liebe vergessen, die er allen Armen und Elenden gebracht hat. Die Menschen könnten trotz seinem qualvollen Tod vergessen, daß sie alle Brüder und Schwestern sind, so weit der Himmel blau und der Wind weht. Er fürchtete, alle die Armen und Elenden könnten sich wieder haßen und morden, wie sie das vordem getan haben. Dann wäre sein Leben und Sterben umsonst gewesen, dann müßte er am Kreuz hängen von Ewigkeit zu Ewigkeit, bis Himmel und Erde vergehen...“

Segnend ruht die Greisenhand auf dem lockigen Scheitel des Knaben. „Das ist die Volkshaft, die ihr gehört habt von Anfang, daß wir uns untereinander lieben sollen. Nicht wie Kain, der von dem Argen war und erwürgte seinen Bruder. Kindlein, liebet euch untereinander!“

Fern am Horizont hat sich schwarzblaues Gewölk zusammengezogen. Ein fahler Schein huscht von Zeit zu Zeit über Meer und Wald und Wiese, hinterm Wald growlt es leise. Wolkensehen reihen sich von der blaueschwarzen Wand überm Wasser los, ballen sich wieder zusammen, strecken und formen sich zu phantastischen Umgehauern in stets wechselnder Gestalt. Auf dem Rücken des Sturmwindes kommen sie angerast, mit den schäumenden und brausenden Wellen rennen sie um die Wette. Jetzt faßt der Sturm den Wald; es heult und pfeift und stöhnt, frachend splintern Ast und Stamm...

Die Kinderschar drängt sich ängstlich um den Greis: „Komm, Vater Johannes, komm heim!“ Der Alte steht aufrecht, die toten Augen starr in die Ferne gerichtet. „Ja, Meister, bist du es? Soll ich dich wiedersehen sehen in Kraft und Herrlichkeit, wie du mir versprochen hast? Meister...! Ja, dort — die Reiter auf schwarzem, auf rotem, auf fahlem Roß! Euch höllische Geister kenne ich! Wehe dir, Welt, dort reiten sie, der Haß, der Brudermord, der Hunger, die Pest...! Nun, Erde, speie aus, was du an Unreinem birgst. Menschen! Menschen! Menschen, Haß im Auge, Mord im Hirn! Ja, wie sie rasen! So mordet euch denn, mordet euch, daß die Ader dampfen von Menschenblut und der Rauch der Verwesung die Sonne verdunkelt! Menschen, dafür also starb der Meister? — Seht dort, der Himmel spaltet sich — seht das Kreuz, es streckt seine Arme bis an der Welt Ende — und dort angenagelt der Meister — wie das Blut aus den Wunden quillt, wie es zur Erde niedertropft — immer noch, ewig am Kreuz — ewig...!“

Aus quälendem Traume fahre ich auf. Am Tisch über dem Buch war ich eingeschlummert. Nun liegt das Buch zur Seite auf dem Boden der Gefängniszelle. Durch die Nacht dringt der Lärm des Papstentzugs, eine kriegerische Weise, das Geschrei des Volkes. Dann beginnen auch die Glocken der christlichen Kirchen zu tönen und zu jubeln: Sieg! Sieg!

F.W.

Verantwortlich für die Redaktion: Frau Klara Bette (Bundel), Wilhelmshöhe, Post Degerloch bei Stuttgart.

Druck und Verlag von J. G. W. Dieck Nachf. G.m.b.H. in Stuttgart.